Potsdam wieder
rage geworden,
ehmen, aber das
ollte er auch
von der kargen
Weihefeiern, sein
alles nach
und seine Familie

1933 war es, als
ligsfeiens im Mund-
ng ging.

sprecher berichtete
tauen der begei-
das Bild.
e trat das
Schloß in
ge sich
befunden

Stimmung war er
Potsdam wieder
rage geworden,
ehmen, aber das
ollte er auch
von der kargen
Weihefeiern, sein
alles nach
und seine Familie

1933 war es, als
ligsfeiens im Mund-
ng ging.

sprecher berichtete
tauen der begei-
das Bild.
e trat das
Schloß in
ge sich
befunden

Stimme
ung zogen

er diese Stimme
en, wird mitge-
ssen. fast
ist für ihn ver-
während
Wie
tausen der Menge

ein Heim auf, er
einmal
ebte noch einmal
ch auflangen. fast
ie vor sich stehen.
ch dieser Stimme
Erinnerung zogen

des Führers zu
niemals früher
gehen. der innere
ngen, die seine tiefste
und glückstrahlende
befreit sind
nicht von diesen
n aus, hört man
bisher gekannt

Stimmung war er
Potsdam wieder
rage geworden,
ehmen, aber das
ollte er auch
von der kargen
Weihefeiern, sein
alles nach
und seine Familie

1933 war es, als
ligsfeiens im Mund-
ng ging.

sprecher berichtete
tauen der begei-
das Bild.
e trat das
Schloß in
ge sich
befunden

Stimme
ung zogen

er diese Stimme
en, wird mitge-
ssen. fast
ist für ihn ver-
während
Wie
tausen der Menge

ein Heim auf, er
einmal
ebte noch einmal
ch auflangen. fast
ie vor sich stehen.
ch dieser Stimme
Erinnerung zogen

des Führers zu
niemals früher
gehen. der innere
ngen, die seine tiefste
und glückstrahlende
befreit sind
nicht von diesen
n aus, hört man
bisher gekannt

etwas, für das er keinen Namen wußte. Sein Blut ging schwer, in seinen Ohren brauste ein Gewitter. Jetzt war es ihm wirklich so, als müßte er mit Gewalt gegen einbrechende Wellen sich stemmen, gegen Stimmen, aufsteigend aus ihm selbst, die ihn riefen, die laut seinen Namen riefen.

Die Pause war gekommen.

Aufgeregt stürzte der Intendant in die Loge. Sein Haar klebte naß, er zitterte, er stammelte: „Entschuldigung, Herr Eckardt. Aber das war nicht anzunehmen — man kann so etwas beim Theater nie voraussehen, wissen Sie. Alle Welt glaubte gerade bei Ihrem Stück an den Durchbruch —"

Durchbruch — das Wort war vertraut, seit Jahren vertraut. Nun sprach es laut der erste fremde Mensch aus. „Ja doch, ich komme schon", dachte Hans Eckardt. „Ich werde doch zu meinem eigenen Durchbruch kommen, zu meinem eigenen Sieg." Aber da war es ihm, als bliebe er festgehalten auf dem Stuhl sitzen, während ein anderer Hans Eckardt aufstand und hinhörte auf den Intendanten und auf die Stimmen, die von außen an sein Ohr traten.

„Hören Sie nur!" sagte der Intendant ratlos. „Zischen und Pfeifen. Das Häuflein der Getreuen kämpft tapfer dagegen an. Wollen Sie trotzdem erscheinen, Eckardt? Man ruft Ihren Namen —"

„Wie —?"

Hans Eckardt schloß die Augen, mit solcher Gewalt fühlte er den neuen Ansprung dieser widerlichen Zahl zweiundvierzig. Es war wie ein Schwindel, der ihn packte. Daß er schwankend nach dem Arm des Intendanten faßte.

„Na, so schlimm ist es nun nicht, Eckardt, es geht alles vorüber."

Hans Eckardt lächelte unmerklich. Aber dieses Lächeln war zugleich ein bohrender Schmerz. Draußen schrillte ein Klingelzeichen, die Schlacht ging weiter. Doch die Schlacht war mit einem Mal nebensächlich geworden, sie hatte mit Hans Eckardt nichts mehr zu tun. Er blickte über die Bühne hinweg und durch alles eigene Gestalten hindurch. Er hatte etwas falsch gemacht, wußte er. Er hatte mit einer Zahl gerechnet. Er hatte Arbeit und Mühen addiert mit der Zahl zweiundvierzig und vergessen, den Verzicht dem Durchbruch gleichzusetzen. Er war ein Krämer geworden, der einen Wechsel präsentierte und Einlösung forderte. Hans Eckardt sah nicht mehr, was da auf der Bühne geschah. Er sah nicht mehr, wie die inbrünstige Verflochtenheit des Spiels die Zuhörer in seine Gewalt zwang, auch jene, deren Sprödigkeit den schleppenden Mantel dunkler Schicksalsmächte leugnen wollte. Hans Eckardt war versunken in sich selbst, einzig hingegeben den verwandelten Stimmen, die in ihm klangen.

Endlich senkte sich der Vorhang. Das Spiel war aus. Eine Pause des Schweigens kam, dann brach der Bann. Das Haus stand auf, Rufe und immer neue Rufe: „Hans Eckardt!" Zusammen mit dem Intendanten erschien Hans Eckardt auf der Bühne. Der Beifall rauschte. Hans Eckardt aber ging dies alles nichts an.

„Nun ist er also doch gekommen, der Durchbruch", sagte strahlend der Intendant.

„Der Durchbruch?"

Hans Eckardt bewegte leicht die Hand. Er wußte mehr in diesem Augenblick. Er war eins geworden mit den Stimmen in sich selber. Zweiundvierzig Jahre waren nötig gewesen, das verworrene Mahnen zu verstehen. Nun klang es so nah in ihm, daß er alles Wort für Wort nachsprechen konnte: Ich beginne von neuem, ganz von neuem. Ich beginne ohne Zahl, ohne Berechnung von Arbeit und Mühen. Ob heute oder nie — Herr, ich diene der Sendung, ob man sie annimmt oder nicht.

„Ja", sagte Hans Eckardt still, „der Durchbruch..."

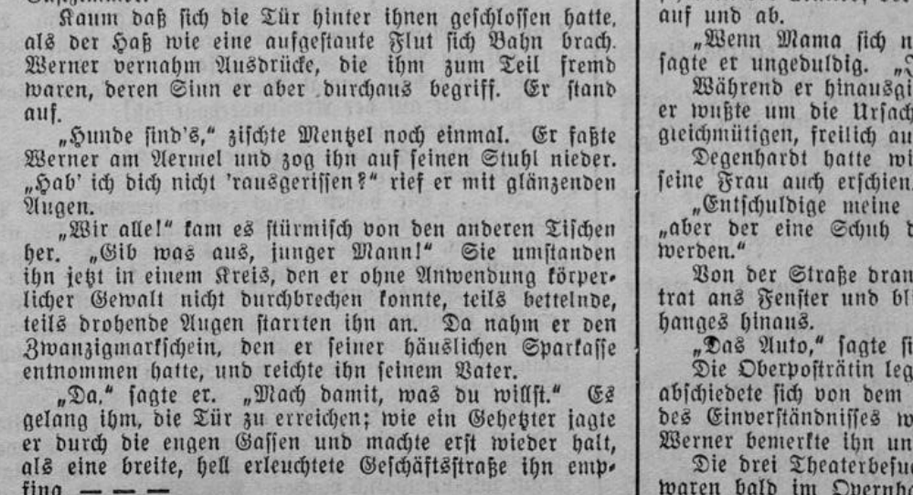
Schützt unsere Vogelwelt

Wir freuen uns, wenn unsere ersten Zugvögel in unsere Heimat zurückkehren. Manchmal überlegen wir uns wohl auch, welche Riesenentfernungen sie aus ihren südlichen Winterquartieren bis zu uns zurücklegen mußten. Die Länge der Luftreise des Storches z. B. beträgt bis zu 10 000 Kilometern. Es ist erklärlich, daß viele dieser Zugvögel auf ihren Reisen zu Schaden kommen. Um so mehr sollten wir dafür sorgen, daß sie in der Heimat vor Gefahren geschützt werden. Aber leider gibt es noch immer gewissenlose und unwissende Menschen, die aus Eigennutz oder aus Unkenntnis den Vögeln nachstellen. In Preußen gibt es z. B. überhaupt nur 14 Vogelarten, die nach dem Gesetz gänzlich ungeschützt sind, nämlich Hühnerhabicht, Sperber (Stößer), Rohrweihe, Bläßhuhn, Fischreiher, Säger, Haubentaucher, Nebelkrähe, Saatkrähe, Rabenkrähe, Elster, Eichelhäher, Haus- und Feldsperling. Andere Raubvögel wie Fischadler und Bussarde, dürfen nur in der Zeit vom 2. Oktober bis Ende Februar erlegt werden. Wieder andere Raubvogelarten sind ihrer Seltenheit wegen längst unter völligen Naturschutz gestellt worden. Hierzu rechnen Stein- und Seeadler, Uhu, Kolkraben und Schwarzstorch. Nach dem neuen preußischen Jagdgesetz genießen völlige Schonzeit auch Wachteln, Hohl- und Turteltauben, Drosseln, Wachtelkönige und alle Sumpf- und Wasservögel mit Ausnahme derjenigen, für die eine Jagdzeit ausdrücklich festgesetzt worden ist. An gesetzlichen Schutzbestimmungen für unsere Vogelwelt fehlt es also nicht. Aber trotz der zahlreichen Hinweise auf Art und Umfang des Vogelschutzes müssen immer wieder Gesetzesübertretungen nach dieser Richtung hin festgestellt werden. Leider kommt nur das wenigste zur Kenntnis der zuständigen Stellen, so daß strafrechtliche Verfolgung der Uebeltäter meist unterbleibt. Besonders gefährdet sind die sogenannten Raubvögel. Bei der Unkenntnis vieler auf diesem Gebiet kann man immer wieder Verwechslungen, die zu Gesetzesübertretungen führen, feststellen. Daß z. B. der Mäusebussard mit dem Hühnerhabicht verwechselt wird, der Sperber (Stößer) mit einzelnen Kleinfalken, namentlich dem Baum- oder Lerchenfalken, ist eine fast alltägliche Erscheinung. Daß die Eulen gänzlich geschützt sind, ist vielen, die Flinte und Rucksack führen, unbekannt. Wer je gewisse Vogelarten, vornehmlich Kleinvögel, wie Meisen, Fliegenschnäpper u. a. bei ihrer emsigen Jagd auf Insekten beobachten könnte, dem wird der Entschluß, diese Vögelchen zu schützen, nicht schwer fallen. Um wirksame Vogelhege treiben zu können, muß sich aber jeder Gartenbesitzer die Niederhaltung jeglichen Raubzeuges angelegen sein lassen, und dazu gehört in erster Linie die Bekämpfung verwilderter Katzen.

Heimatforschung im Dienste des Volkstums

Kennst du deine Heimat? Man sagt den Großstädtern nach, daß sie zwar ferne Länder kannten, aber in der eigenen Stadt sich nur in der nächsten Umgebung der Wohnung und des Arbeitsplatzes wirklich zurechtfänden. Kennt aber der Kleinstädter oder der Mensch vom Lande seine Heimat wirklich? Wenn man da einmal nachforschen würde, käme man vielleicht auf ähnliche Beobachtungen wie in den Großstädten. Es ist das gewiß nicht Gleichgültigkeit, vielmehr fehlt es in fast allen Fällen an Anregungen. Die Notwendigkeit, für die Heimatforschung Anregungen zu geben, hat der nationalsozialistische Staat durchaus erkannt. Denn wer seine Heimat wirklich kennt, wer sich durch Tradition und Blutsbande mit ihr verwachsen fühlt, liebt sie auch. Auf einer Tagung der Führer der Altertumsvereine der Landschaft Rheinfranken—Hessen—Nassau wurde die Notwendigkeit der Pflege der Geschichtswissenschaft in Zusammenhang mit der Heimatforschung betont. Hier gilt es, wirkliche Kultur- und Volkstumsarbeit zu leisten, die sich aber von jedem Schema fernhalten muß. Demnach müssen für die Heimatforschung bestimmte Richtlinien aufgestellt werden, damit klargestellt ist, nach welcher Richtung die Forschung betrieben werden muß und welche Quellen und Unterlagen, dabei Verwendung finden müssen. Mit der Forschung muß auch gleichzeitig der Grundstock zu einwandfreien Ortschroniken gelegt werden. Hand in Hand damit ist die Familienforschung zu betreiben. Deshalb ist es notwendig, daß alle in Frage kommenden Faktoren engstens zusammenarbeiten. In den meisten Fällen wird der Lehrer oder Pfarrer zum Mittler zwischen Wissenschaft und Volk berufen sein. Die Hauptsache ist, daß jeder einzelne Bürger eines Ortes die Notwendigkeit solcher Forschung begreift, daß er seine Familienpapiere zur Erforschung der Orts- und Familiengeschichte zur Verfügung stellt. Wer auf seinem Boden oder in alten Schubladen einmal nachsieht, wird vielleicht manche Notiz in irgendeinem Buch, auf einem Zettel oder in alten Briefen finden, die wichtige Angaben über Orts- oder Familienereignisse aus alter Zeit enthalten und dazu beitragen können, die Chronik der Heimat aufzubauen. Von außerordentlicher Wichtigkeit sind in allen Fällen die alten Kirchenbücher, die viel mehr als bisher der Familienforschung erschlossen werden müssen. Denn Familienforschung ist engstens verbunden mit der Heimatforschung. Heimatforschung aber ist Dienst am Volkstum.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 22 | **21. März 1934** | **8. Jahrgang**

STURM IM FRÜHLING

Roman von Georg Julius Petersen.

Nachdruck verboten.

(3. Fortsetzung)

„Ja, es stimmt," klang es vielstimmig zurück.

Der Beamte zögerte. Die Möglichkeit des Vorgebrachten war gegeben.

„Es mag so sein," sagte er. „Aber Ihren Namen muß ich doch haben."

Werner, der sich durch die Aussage seines Vaters halb gerettet sah, sträubte sich nicht länger, es war ja auch nutzlos. Er zeigte seine Straßenbahn-Abonnementskarte, die Paßbild und Namen trug; als er auf Befragen die bürgerliche Stellung seines Adoptivvaters nannte, zeigte sich eine leichte Verlegenheit auf dem Gesicht des Beamten.

„Es ist gut," beendete dieser höflich das Verhör. Er grüßte flüchtig und verließ mit seinem Begleiter das Gastzimmer.

Kaum daß sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, als der Haß wie eine aufgestaute Flut sich Bahn brach. Werner vernahm Ausdrücke, die ihm zum Teil fremd waren, deren Sinn er aber durchaus begriff. Er stand auf.

„Hunde sind's," zischte Mentzel noch einmal. Er faßte Werner am Aermel und zog ihn auf seinen Stuhl nieder. „Hab' ich dich nicht 'rausgerissen?" rief er mit glänzenden Augen.

„Wir alle!" kam es stürmisch von den anderen Tischen her. „Gib was aus, junger Mann!" Sie umstanden ihn jetzt in einem Kreis, den er ohne Anwendung körperlicher Gewalt nicht durchbrechen konnte, teils bettelnde, teils drohende Augen starrten ihn an. Da nahm er den Zwanzigmarkschein, den er seiner häuslichen Sparkasse entnommen hatte, und reichte ihn seinem Vater.

„Da," sagte er. „Mach damit, was du willst." Es gelang ihm, die Tür zu erreichen; wie ein Gehetzter jagte er durch die engen Gassen und machte erst wieder halt, als eine breite, hell erleuchtete Geschäftsstraße ihn empfing. — — —

Friedel öffnete ihm auf sein Klingeln.

„Ist Papa schon zurück?"

„Nein. Aber Mama."

Die Oberpostsekretärin saß im Wohnzimmer, die grünseidene Stehlampe warf ein wohltuendes Licht auf den niedrigen runden Tisch mit dem durchsichtigen Porzellan.

„Guten Abend, mein Junge. Komm, zieh dir einen Stuhl heran und trink noch eine Tasse Tee mit uns." Sie forschte in seinem Gesicht. „Fühlst du dich nicht gut?"

„Ich habe ein wenig Kopfschmerzen."

„Die Luft im Kino war wohl schlecht; Ella sagte, du wärst ins Kino gegangen."

„Bitte, gib mir eine Tasse Tee, Friedel."

Während er seiner Schwester zusah, zogen die Bilder der letzten Stunden wie im Traum an seinem Geiste vorüber: der Vater — die Spieler — der Bettler — die uniformierten Beamten; und nun saß er in einem behaglich durchwärmten Zimmer am Teetisch.

„Ich sage euch, es ist alles Kitsch, was sie im Kino bieten," sagte er plötzlich, „elender, armseliger Kitsch, der nicht entfernt an den Realismus des Lebens heranreicht."

Mutter und Schwester sahen ihn erstaunt an.

III.

Werner und Friedel saßen, zum Theaterbesuch fertig angezogen, im Wohnzimmer und warteten auf das Erscheinen der Mutter; der Oberpostrat ging sichtlich nervös auf und ab.

„Wenn Mama sich nicht beeilt, kommt ihr zu spät," sagte er ungeduldig. „Ich werde ein Auto herantufen."

Während er hinausging, lächelte Werner vor sich hin; er wußte um die Ursache der Besorgnis des sonst so gleichmütigen, freilich auf die Minute pünktlichen Papas.

Degenhardt hatte wieder das Zimmer betreten, als seine Frau auch erschien.

„Entschuldige meine Saumseligkeit," sagte sie hastig, „aber der eine Schuh drückte und mußte erst geweitet werden."

Von der Straße drang ein Autosignal herauf. Friedel trat ans Fenster und blickte durch einen Spalt des Vorhanges hinaus.

„Das Auto," sagte sie, ins Zimmer zurücktretend.

Die Oberpostsekretärin legte ihren Pelzmantel an und verabschiedete sich von dem Gatten mit einem Kuß; ein Blick des Einverständnisses wurde zwischen ihnen gewechselt; Werner bemerkte ihn und dachte sich sein Teil.

Die drei Theaterbesucher verließen die Wohnung und waren bald im Opernhause, aber doch nicht als erste; Rechtsanwalt Dr. Spange, ein schlanker junger Mann, hielt sich bereits im Vestibül auf. Respektvoll begrüßte

er die Oberposträtin und dann die Geschwister. Er küßte auch Friedel die Hand und sah sie verliebt an.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Fräulein Friedel," sagte er.

„Acht Tage sind wohl vergangen seit unserer Begegnung auf der Eisbahn," lachte sie.

„Eine lange Zeit," seufzte er.

Die neu Angekommenen legten ihre Garderobe ab und standen dann plaudernd in einer Gruppe zusammen, bis ein Klingelzeichen den Beginn der Vorstellung ankündigte.

Die Ouvertüre rauschte vorüber, der erste Akt folgte. In der Pause raunte Friedel ihrer Mutter zu: „Doktor Spange bat mich, in den Pausen in den Wandelgang zu kommen; ist es dir recht, Mama?"

Die Angeredete lächelte verstehend.

„Geh nur, Kind."

Werner schwieg dazu; er beschäftigte sich intensiv mit seinem Programm, doch ohne das in sich aufzunehmen, was er las. Seine Gedanken waren in der elterlichen Wohnung. Um diese Zeit saß der Vater bei Papa; was mochte dabei herauskommen? Wer würde es ihm erzählen? . . . Papa gewiß nicht. Aber auf welche Weise sollte er noch einmal mit dem Vater zusammenkommen, damit der es ihm verrate? . . .

Vor Beginn des zweiten Aktes fand Friedel sich wieder ein. Sie konnte ihrem Bruder, der zur Linken der Mutter saß, nur noch hinter deren Rücken zuzischeln: „Irma Reinecke ist auch im Theater," dann stiegen die ersten Musikklänge auf.

In Werner war bei der kurzen Mitteilung der Schwester eine Wandlung vorgegangen. Irma! Er sah sie vor sich in ihrer ganzen Munterkeit, und die lachenden Augen der Siebzehnjährigen strahlten ihn an . . . .

Nachdem der Vorhang zum zweiten Male gefallen war, hielt es ihn nicht länger.

In den Wandelgängen fand die in der großen Pause übliche Toilettenschau statt. Die Oberposträtin erregte, so oft sie sich im Theater oder bei gesellschaftlichen Veranstaltungen zeigte, Aufmerksamkeit so auch jetzt.

Sie traf bald Bekannte, mit denen sie auf und ab wandelte; denn Werner und Friedel waren ihre eigenen Wege gegangen. Sie mochte Irma Reinecke gern leiden und sie begünstigte die Tanzstundenfreundschaft zwischen ihr und Werner.

„Ihre Frau Mama muß einmal eine ideale Schwiegermutter abgeben," meinte er zu Friedel.

„Mama wird aber auch nur ideale Schwiegerkinder haben wollen," erwiderte das junge Mädchen mit einem mutwilligen Zug um den Mund; „und ob sie die findet, ist noch die Frage."

„Nun . . . ich, zum Beispiel, würde mich aufrichtig bemühen, Fräulein Friedel . . ."

Sie sah aus glücklichen Augen zu ihm auf.

„Wo gehen wir nach der Vorstellung hin?" fragte nach einer Pause der Rechtsanwalt. „Ich möchte noch ein Stündchen mit Ihnen zusammen sein."

„Ob Mama das wohl recht ist?" meinte Friedel bedenklich.

„Ich werde mit ihr reden."

Sie suchten die Oberposträtin auf und er trug ihr sein Anliegen vor, fand aber wenig Gegenliebe.

„Mein Mann ist allein zu Hause, und gerade heute abend möchte ich ihn nicht warten lassen, Herr Doktor."

Der junge Freiersmann entwickelte eine eifrige Beredsamkeit und zeigte sich erbötig, dem Gatten daheim telephonisch Mitteilung zukommen zu lassen, daß seine Familie nach der Vorstellung noch eine Gaststätte aufsuchen werde. Und als auch das noch nicht durchschlug, fügte er hinzu:

„Aber wenn Fräulein Friedel es nun gern möchte, Frau Oberpostrat?"

„Dann muß ich mich wohl für besiegt erklären. Also, ich willige ein."

Dr. Spange eilte davon, um vom Theaterrestaurant aus den Oberpostrat telefonisch zu verständigen.

Da kam Werner mit Irma Reinecke den Gang herauf. Sein Gesicht hatte alles Düstere abgestreift, seine Augen sahen unbeschwert in die Welt, er lachte sogar. Als die Oberposträtin diese Veränderung gewahrte, ging sie rasch auf das junge Mädchen zu.

„Sie waren so lange nicht bei uns, Irma," sagte sie.

„Die Schule, Frau Oberpostrat," erwiderte der junge Blondkopf lachend.

„Ich werde bald mal wieder einen Tanzabend bei mir veranstalten und hoffe, Sie dann auch bei uns begrüßen zu können."

* * *

Die Oper war beendet, der Vorhang senkte sich. Frau Degenhardt wandte sich mit Werner und Friedel der Garderobe zu, als der Rechtsanwalt zu ihnen trat.

„Was sagte mein Mann?" erkundigte sich die Oberposträtin, nicht ohne Unruhe; „war er einverstanden?"

„Durchaus. Das heißt, ich habe nur mit dem Mädchen gesprochen, aber sie überbrachte Herrn Oberpostrat die Bestellung und kam mit seiner Einwilligung zurück."

„So . . . Mein Mann war also nicht selber am Apparat," erwiderte die Oberposträtin zerstreut.

Werner hatte dieser halblaut geführten Unterhaltung mit Aufmerksamkeit zugehört, und er wußte, was im Kopfe der Mutter vor sich ging.

Bei der Wahl der Gaststätte hatten sie sich auf den Besuch eines in der Nähe des Opernhauses liegenden Kaffees geeinigt. Die Oberposträtin ging mit Werner voraus. Dr. Spange und Friedel folgten in einigem Abstande. Kurz vor dem Ziel drängte sich ein schäbig gekleideter Mann von etwa fünfzig Jahren an Friedel heran, faßte sie am Arm und starrte ihr ins Gesicht; sie schrie auf.

Passanten blieben stehen. Der Rechtsanwalt zog Friedel von dem Aufdringlichen zurück und fuhr diesen mit derben Worten an; da trat Werner neben ihn.

„Hier," sagte er hochrot im Gesicht, zu dem Bettler, damit drückte er ihm ein Geldstück in die Hand; ein rascher Blick ging zwischen ihnen hin und her.

„Was machen Sie denn, Werner?" sagte Dr. Spange verblüfft, nachdem der Beschenkte sich rasch entfernt hatte. „Sie belohnen noch die Unverschämtheit?"

„Vielleicht war es ein Hungriger," entgegnete der Primaner schroff, dann begab er sich mit seiner Schwester und dem Rechtsanwalt zu der Oberposträtin, die, von dem Auftritt peinlich berührt, in dem hell erleuchteten Eingang des Restaurants verharrte; den Bettler hatte sie nicht näher ins Auge gefaßt.

* * *

Die bevorstehende Begegnung mit jenem Menschen, den er am liebsten für immer aus seinem Gedächtnis gestrichen hätte, lag wie eine Zentnerlast auf dem Oberpostrat.

Die Standuhr hatte eben acht melodische Schläge von sich gegeben, als die Flurglocke anschlug.

Degenhardt ging hinaus und schloß auf. Mentzel stand in unterwürfiger Haltung vor der Tür, den schäbigen Filzhut in beiden Händen haltend.

Mit kalten Blicken musterte ihn der Hausherr und ließ den Besucher in den Flur eintreten.

Im Zimmer angekommen wies er auf einen Stuhl, und nahm selbst in seinem Schreibtischsessel Platz.

Das jämmerlich Aussehen Mentzels ergriff ihn. Wie konnte ein Mensch, dem die Natur reiche und schöne Gaben mit auf den Weg gegeben hatte, so tief sinken! . . . Und es war nun doch einmal Werners und Friedels Vater, der dort wie auf der Armsünderbank saß!

Er sammelte sich.

„Ich habe Sie zu mir gebeten, um Sie zu warnen."

„Warnen, Herr Oberpostrat?"

„Ja . . . Sie haben durch Ihren unerwarteten Besuch meine Frau sehr erschreckt; so etwas darf sich nicht wiederholen. Sie haben mit uns nicht das geringste zu schaffen, und wir nicht mit Ihnen . . ."

„Aber Werner und Friedel," wurde er unterbrochen.

„Die ebensowenig. Die Genannten sind meine und meiner Frau Kinder, wenn auch nur im gesetzlichen Sinne, sie tragen meinen Namen, werden von uns unterhalten und wissen nicht, daß sie einen Vater haben, der sie schnöde im Stich gelassen hat, als sie seiner bedurften, und der dann auf Abwege geraten ist, die ein Wiedereinmünden in die Bahn des Rechtlichen und Anständigen so gut wie unmöglich machen. Für Sie gibt es nur eine Sühne."

(Fortsetzung folgt)

Der Meister des Lachens

Einer Begebenheit nacherzählt von Peter Brehm

Er war ein armer, kleiner Beamter in Wien, ein vom Glück vernachlässigter Schlucker, ein Männlein im Schatten war er, der Oberaktuarsassistent Alois Rinzinger. Und er selbst glaubte, es werde bis an sein Ende so bleiben: zwei Brezeln zum Frühstück, Schonärmel bei der Arbeit an den Akten, Bücklinge vor dem Oberaktuar, vor dem Kanzleidirektor, vor dem Geheimen Kanzleirat, nachmittags ein Stündlein im Kaffeehaus und alle drei Wochen einmal ein billiges Plätzel im Theater. Zu mehr langte es wirklich nicht, langte nicht zu einer Frau und langte nicht zu einer Urlaubsreise.

Vielleicht war der Oberaktuarsassistent mit seinen fünfzig Jahrlein sogar recht zufrieden. Er hatte sich zurechtgefunden in seinen engen Grenzen, denn was half es, gegen sie anzurennen! Man wird alt, was soll der Aerger um eine Beförderung, die auch nur drei Taler Aufgeld bringt!

Wie schön ist es zum Beispiel, genau auf den Tag alle drei Wochen in das Theater zu gehen! Man freut sich dann drei Wochen darauf, und man richtet seinen guten Rock. Man liest die Kritiken in der Zeitung, und man bildet sich eine eigene Meinung, man verfolgt die Umbesetzungen und bedenkt das Kräftespiel im Ensemble. Darüber kommt dann der Tag herbei, man geht nachmittags zur Theaterkasse und kauft sein Billettel, man birgt es sorgsam in der Brieftasche und kauft auf dem Heimweg ein Achtel mehr von der Wurst, die es zum Abendbrot gibt.

Man ißt behaglich und bricht zeitig auf. Man trägt das Opernglas so in der Hand, daß alle Leut wissen: Der Oberaktuarsassistent Rinzinger geht heut abend in das Theater. Man spricht ein paar Worte an der Garderobe, man promeniert ein bissel im Foyer. Und man sitzt dann bescheiden und aufmerksam, wenn der Vorhang aufgeht und das Spiel beginnt.

Und dann ereignete sich eines Tages doch etwas mit dem guten Alois Rinzinger, etwas Merkwürdiges und Seltenes, wie es allen Menschen nur einmal im Leben widerfahren kann und nur wenigen wirklich widerfährt. Es geschah im Theater, und es gab ein langweiliges, wenig Erfolg versprechendes Stück. Die Menschen saßen still und ohne Beifall, der Bühnendirektor raufte sich schon das Haar. Und da plötzlich war es der Rinzinger, der in irgendeiner Redewendung des jungen Autors etwas zu lachen fand. Und er lachte dann halt!

Er hatte eine besondere Art zu lachen. Es begann ganz tief in seinem Brustkorb wie ein Kullern, es kam dann in seine Kehle und klang dort wie eine lustige Passage auf einem gutem Cello, dann fing sein Bäuchlein an mitzulachen, und es gab ein ganz regelmäßiges, behagliches Spiel zwischen Lachen und Glucksen, dann perlte es aus seinem Mund, als gelte es ein Klickerpartiechen mit goldenen Murmeln, die immer heller klangen und immer schneller rollten. Und zuletzt verbreitete sich die ganze prächtige Melodie dieses behaglichen, unbekümmerten, halblauten und herzlichen Lachens strahlenförmig aus und erfüllte die Luft mit entzückenden kleinen Schallstößen, die alle Welt aus der Ruhe und zum Mitlachen zu bringen vermochten.

Das Stück war gerettet, weil Alois Rinzinger einmal mitten in die Stille des Theaters hinein lachte und alle Zuhörer mitriß! Der Bühnendirektor horchte auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn, die Schauspieler spürten ihre Kräfte wachsen, schon in der nächsten Szene lachten die Leute ganz frei heraus, und als jener kleine Mann auf der Galerie einen kurzen Augenblick länger lachte als die andern Leute, entzündete sich der Beifall an diesem Lachen noch einmal, und es wurde das, was die Zeitungskritiker einen „wiederholten Beifall auf offener Szene" nennen.

In der Pause erschien der Bühnendirektor auf der Galerie und machte den Oberaktuarsassistenten Rinzinger als den Retter des Stückes aus. Am anderen Nachmittag besuchte er ihn in seiner Kanzlei und überreichte ihm einen ganzen Block von Eintrittskarten und verbeugte sich viele Male. Im Winter darauf aber hatte Alois Rinzinger schon einen regelrechten Vertrag, der ein nettes Stück Geld einbrachte, aber er lachte nicht mehr in seinem Stammtheater, sondern er lachte für das Konkurrenztheater! Im nächsten Sommer lachte er für eine Schallplattenfabrik, und im nächsten Winter gleichzeitig für zwei Theater und eine Filmgesellschaft! Er gab seine Stellung auf und beschaffte sich einen Manager. Mit Büro und mit Prospekten und mit vielen geschäftlichen Verhandlungen in Berlin und in London und in Paris.

Er begründete eine Schauspielerschule, in der er sechs Lehrer beschäftigte, die alle ordentlichen Stunden alleine gaben, nur den Unterricht im Lachen, den gab der Direktor Rinzinger persönlich! Er schrieb ein kleines Büchlein über die Kunst des Lachens. Kurz vor seinem Tode noch wurde er der Erfinder des Lachchors!

Sein erster Lachchor, den er selbst eingedrillt hatte, mußte an seinem Sterbelager erscheinen, weil er selber nicht an seinen Tod glauben mochte und keine Gelegenheit versäumen wollte, die acht jungen Männer des Lachchors einzuüben. Sie stellten sich rund um sein Bett auf. Dann winkte Alois Rinzinger, und der Chor setzte ein.

Die Bässe begannen mit einem tiefen, sonoren Kullern in ihren Brustkörben, dann wurden sie überlagert von dem Kehlkopflachen der Altstimmen, dann kicherten die Tenöre und läutete die Lachglocke der Altisten, mischten sich die Stimmen, entwirrten und verflochten sich, immer stärker schwangen die Schallstöße, und immer vergnügter strahlte der kranke Meister. Ganz ungewollt schob er selbst eines seiner herrlichen Lachfolos in das Chorlachen ein und lehnte sich dann zufrieden in seine Kissen zurück. Eine Stunde später ist er gestorben.

Der Durchbruch

Skizze von Heinrich Zerkaulen

Am Schreibtisch hinter der Gardine saß Hans Eckardt. Er sah die Birken in seinem Garten ankämpfen gegen den Sturm, überlaut hörte er die Geräusche der Straße und fühlte beinahe schmerzhaft — als ginge es dabei irgendwie um ihn selber —, daß unaufhaltsam Dämmerung einfiel. Und dann überraschte er sich dabei, wie er laut eine Zahl vor sich hin sprach. Die Zahl zweiundvierzig.

Hans Eckardt war zweiundvierzig Jahre alt.

Durch das Haus klangen Schritte. Es konnte Frau Margarete sein oder auch das Mädchen, das in der Küche hantierte. Zweiundvierzig Jahre, dachte Hans Eckardt. Ein Drittel gehört meiner Jugend, ein Teil dem Kriege, das Ganze der Arbeit, den Mühen, dem Verzicht.

Plötzlich schlug eine Tür, einen Augenblick lang war tiefe Stille. Dann hörte er Margarete aufschreien: „Angenommen!"

Was denn — angenommen? Das galt doch ihm? Angenommen? Jemand rannte durch die Diele, eine Faust trommelte gegen die verschlossene Tür des Arbeitszimmers: „Hans! Angenommen! Dein Stück ist angenommen!"

Langsam, das ging zu rasch. Langsam. Jahre der Arbeit, der Mühen, des Verzichts waren angenommen? So in einer einzigen Sekunde, mit einem einzigen Wort? Was denn — Hans Eckardt erhob sich schwerfällig, er taumelte beinahe. Aber aus seinem Hirn wich ein häßlicher Druck. Die Zahl zweiundvierzig war einstellig geworden, eine blanke, runde Eins: Angenommen! — —

Der große Tag kam, Hans und Margarete fuhren zur Uraufführung in die Stadt.

Und endlich saß Hans Eckardt wie verloren in einer Loge. Auf der Bühne hörte er seine Worte sprechen, sah er die Verschwiegenheit seiner inneren Gesichte, vom Rampenlicht und den Scheinwerfern übergrellt, Leben und Gestalt annehmen. Hans Eckardt strich sich über die Augen. Er fühlte inmitten dieser Wunscherfüllung plötzlich Heimweh nach